

Uebersicht.

Summorreste von Carl v. Heugel.

Fraulein Emmy Schwabe war sich eigentlich selbst nicht recht klar über ihre Empfindungen.

Sie mochte sie alle beide gut leiden, ihre zwei Aeltern nämlich, die einander gegenseitig mit vieler Kunst den Rang abzulassen suchten.

An dem jungen Schriftsteller gefiel ihr, außer dem fastianischen Lodenhaare — und es waren echte Loden, keine vom Friseur mittels des Brenneisens hergestellten künstlichen — besonders dessen sanftes, träumerisches Wesen, welches freilich, sobald der Nebenwahrer in Sicht kam, bedeutendlichen Unterlag und sich leicht in die Wildheit der Bersehter verwandelte, um uns seines eigenen, mit Vorliebe angewandten Ausdrucks zu bedienen.

Fraulein Emmy war selbstredend viel zu vernünftig, ihm das etwa zum Nachtheil anzurednen.

Nicht zum letzten hatten es der jungen Dame übrigens die ruhrenden Gedichte angefallen, welche Hans Haase ihr regelmäßig zum Frühstück lieferte. Natürlich nicht zum Verpeisen, sondern als Lectüre.

Aber Leo Schnell war auch nicht übel.

Der auffallend dichte, an den äusseren Enden tief emporgezogene schwarze Schnurrbart, um den ihn mancher Garbeleutnant beneiden konnte, gab seinen Zügen eine energische Gepräge, und erregte Fraulein Emmys ungetheilte Bewunderung, im Gegenfatz zu Hans Haase, der ihr schubhlich fand, weil seine eigene Doppelte mit konstanter Bosheit unbeschadet blieb.

Als Inspektor einer großen Lebensversicherungsgesellschaft hatte Leo sein gutes Auskommen, und was den Charakter anbelangte, so ließ sich nur das Beste von ihm sagen. Wenn er bloß die unheimliche Manier hätte aufgeben wollen, immerfort von seinem Berufe zu sprechen! Dabei suchte er alle Welt in seinen versicherten Banntreis zu bringen, die harmlosesten Individuen herausquerte er, und wenn es mitten auf der Straße war.

Hans Haase nannte ihn daher spöttlich nur den „Versicherungsmittel“.

Leo Schnell brühte sich allerdings auch nicht gerade respektvoll aus, wenn er auf seinen Rivalen zu sprechen kam. In seiner tanktunverhängigen Seele fühlte die Begriffe Schriftsteller und „Aufschneider“ vollständig zusammen. Er betrachtete die ersten als ziemlich gemeingefährliche Subjekte, vor denen man namentlich junge Mädchen nicht genug warnen konnte.

Zwischen diesen beiden heterogenen Naturen also schwante Fraulein Emmys Herz, wie das Bünglein einer Waage hin und her.

In ihrem Verhalten lag eben für seinen eine besondere Bevorzugung. Sie behandelte beide mit der gleichen Lieblichkeitsleit und darum erschien es Hans Haase immerhin gerathen, dem Versicherungsmittel nicht erst Zeit zu einer Herzensversicherung Fraulein Emmys zu lassen, was am besten dadurch verhindert werden konnte, daß er ihm mit seiner Erklärung zuorkam.

Unglücklicherweise hatte jedoch Leo Schnell genau dieselbe Idee. Er hielt es keineswegs für unmöglich, daß, wenn der Schriftsteller bei Fraulein Emmy zuerst zum Wort gelangte, die junge Dame angezogen seiner Aufschneiderlei den Halt verlieren und ihm in die Arme sinken könnte.

Heute war übrigens Hans Haase der vom Glück Begünstigte. Zu seinem eigenen Erstaunen fand er Fraulein Emmy allein an ihrem Lieblingsplätzchen. Träumertisch lag sie auf einer Bank, dicht am Gestade des Sees, dessen blaue Wellen im Sonnenlicht glitzerten.

„Wo ist denn der Versicherungsmittel?“ entschloß sich Hans unwillkürlich fast eines Stuhles, als er Emmy eilfertig entgegentrat.

Diese sah den Schriftsteller, aus ihrem Sinnen auffahrend, etwas befremdet an.

„Guten Tag, Herr Haase,“ versetzte sie dann, seine Frage unbeantwortet lassend in pikarem Ton.

„O, bitte tausendmal um Entschuldigung!“ stammelte der Dichter, dem sich nun das Bewußtsein aufdrängte, gleichzeitig eine Dummeheit gesagt und eine Unhöflichkeit begangen zu haben.

„Meine Zerstreuung... Verzeihen Sie gütigst... Aber ich war wirklich so erfreut, Sie einmal ohne den Versicherungsmittel... ohne den Inspektor anzutreffen, daß ich ganz vergaß...“

„Sie sind wohl kein besonderer Freund vom Herrn Inspektor?“ fragte Emmy mit neckischem Lächeln.

„O doch, im Gegentheil, wie können Sie glauben!“ überschallte sich Hans, der, nun er wirklich mit Emmy allein war, in grenzenlose Verlegenheit gerieth.

Fraulein Emmy brach in ein herzliches Gelächter aus.

„Sie widersprechen sich ja in einem fort! Herr Haase, Herr Haase, was sind Sie doch für ein Konfusionsrat!“

„Da haben wir's!“ seufzte der Dichter inwendig. „Sie macht sich über mich lustig.“

Dann starrte er stumm und trostlos in die blauen Wellen des Sees.

Fraulein Emmy zeichnete mit der Spitze ihres Sonnenstirns zierliche Figuren in den Sand.

Nachdem so mehrere Minuten vergangen waren, ohne daß der Dichter

auch nur ein Wort gesprochen hätte, regte sich in dem jungen Mädchen wieder die Spottlust.

„Es scheint, Sie sind zum Fisch geworden, Herr Haase,“ sagte sie.

„O,“ rang es sich in qualvollem Stöhnen aus der Brust ihres Gefährtens, „diese Gelegenheiten, ohne den Versicherungsmittel, diese köstliche Gelegenheit, die vielleicht nie wiederkehrt, und ich Unglücks Mensch kann wieder nicht reden!“

Plötzlich schlug er sich vor die Stirn und rief mit einem wahren Jubelton: „Ich hab's! Ich hab's! daß ich auch nicht gleich daran dachte!“

„Was haben Sie denn?“ fragte Fraulein Emmy verwundert.

Der Dichter suchte fieberhaft in allen Taschen.

„Nein, ich hab' es nicht,“ murmelte er endlich betrübt. „Ich muß es verloren haben.“

„Aber mein Gott, was denn?“ „Das Manuscript, aus dem ich — aus dem ich — woraus ich Ihnen — o, o, das ist sehr schlimm, es bildete meine letzte Hoffnung.“

„Es war wohl eine sehr theurothe Arbeit?“ fragte Fraulein Emmy theilnehmend.

„O ja, sehr theurothe.“ „Das thut mir wirklich leid.“ „Mir auch.“

„Es ist da! Da kommt ja auch der Herr Inspektor!“ rief gleich darauf Emmy, nach links deutend.

„Na ja, der fehlte mir jetzt gerade!“ schrie Hans beinahe, dessen Schicksal beim Anblick des verhassten Nebenwahrers sofort verschunden war, um die Wildheit der Bersehter an ihre Stelle treten zu lassen.

„Wie ist's doch, daß der Aufschneider hier sein würde,“ sagte der Inspektor für sich, auf die Gruppe zutretend. „Na, hoffentlich komme ich noch nicht zu spät.“

„Ich bin entzückt, Sie noch zu treffen, Fraulein Schwabe,“ begann er das Gespräch, den Schriftsteller geflissentlich ignorirend.

„Ich nicht,“ brummte dieser.

„Ganze nämlich einen abschleichen Unfall, im wahren Sinne des Wortes, der mich hinderte, schon früher mein gewohntes Nachmittagsplätzchen hier am See aufzusuchen, welches mir dadurch, daß es auch Ihre Lieblingsaufenthalt ist, schon lange doppelt werth geworden.“

„Sie scheinen sich als den Schatten Fraulein Schwabes zu betrachten,“ bemerkte Hans Haase spöttlich.

Der Inspektor hielt es unter seiner Würde, hierauf zu antworten, verweilte aber dafür Fraulein Schwabe in ein langes Gespräch über seine neu abgeschlossenen Geschäfte und setzte ihr, unter geschickt eingestreuten Liebenswürdigkeiten und Schmeicheleien ausweichend, daß er nun bald General-Agent sein und wie glänzend es der einst eine Frau an seiner Seite haben werde.

„O Gott, o Gott, wenn ich doch auch nur so reden könnte, wie dieser Staatsmann!“ jammerte der Dichter in tiefster Seele.

Fraulein Emmy schien die ewigen Versicherungsgeschichten aber schließlich doch langweilig zu finden, und in einem solchen Augenblicke war's, wo Hans, aus seiner stummen Verzweiflung emporsahend, die Blicke des jungen Mädchens gar freundlich auf sich ruhen ließ.

Das gab ihm mit einem Male wunderbaren Muth.

„Fraulein Emmy,“ flüsterte er leise, „ich muß Ihnen etwas sagen.“ Unwillkürlich antwortete sie ebenfalls leise: „So sprechen Sie doch.“

„Schiden Sie erst den Versicherungsmittel weg.“

„Aber mein Gott —“

„Dann werde ich ihn entfernen.“

„Es ist in der That merkwürdig, daß manche Menschen nie merken, wenn sie überflüssig sind,“ sagte er darauf laut, daß der Inspektor es hören sollte.

„Ja, wirklich sehr merkwürdig,“ gab dieser höflich zurück.

„Das verfährt nicht,“ dachte Hans, „aber fort muß er, diesmal werde ich nicht anders als Emmys Verlobter vom Plage.“

Eine kleine Pause entstand, während alle drei sich ihren Gedanken überließen.

Plötzlich fing der Dichter an zu stöhnen.

„Fraulein Emmy — Herr Inspektor — ich — ich glaube, ich werde schwarz... mir wird schwarz vor den Augen —“ „Gott — ich werde ohn — ohnmächtig.“

In seinen Gesichtszügen schien es schmerzlich zu arbeiten, die Augen nahmen einen starrten Ausdruck an. Emmy brach in einen Schreidensruf aus.

wissen, verflüchtete sich jählings alle Blüthezeit seiner schüchternen Natur.

„Emmy, Emmy, du liebst mich!“ Klang es leise in's Ohr des jungen Mädchens, und zu ihrem grenzenlosen Erstaunen schlang er ohnmächtig plötzlich die Arme um ihren Hals, und unbelümmert um die etwaigen Zeugen dieses sonderbaren Schauspielers, preßte er einen glühenden Kuß auf ihre Lippen.

Zum Glück war an dem an dem und für sich nicht allzu belebten Ort gerade kein Mensch in der Nähe.

„Ja bist du — und Sie — ich dachte, Sie wären ohnmächtig,“ stammelte das Mädchen, sich verwirrt und eröthend seinen Armen entziehend.

„Ach, es war ja nur eine Krampfkrise, um den Versicherungsmittel zu entfernen, und sie hat mir schneller zu deiner Liebe verholfen, als ich jemals hoffen durfte,“ antwortete er mit fröhlichem Lächeln, auf's neue nach ihrer Hand fahndend, die sie ihm nicht mehr zu verweigern wagte.

„Dir hat sie das Herz geöffnet und mir gleichzeitig die Lippen gelöst,“ fuhr er fort, „jetzt kann ich's sagen, unaufhörlich sagen: ich liebe dich, Emmy, o, ich liebe dich! Und du? Sag mir's nun auch mit süßen, deutlichen Worten, was mir bis jetzt nur deine ärtliche Sorge verrathen!“

„Hier ist der Rum!“ Klang da eine Stimme hinter ihnen.

Der Inspektor war, mit einer großen Flasche Jamaica-Rum in der Hand, zwischen den Bäumen hervorgetreten.

„Es scheint, das Leben ist schon zurückgeführt und der Tobestand bald hat sich in einen Bräutigam verwandelt,“ fuhr er ingrimmig fort, da er mit einem Blick die ganze Situation überschaut und erkennen mußte, daß er der Gefoppte war.

„Tragen Sie es mir nicht nach,“ sagte Hans gutmüthig, „aber in der Liebe ist sich jeder selbst der Nächste. Und nun in den Ort mit allem Groß! Na, — die Hand her, Versicherungsmittel!“

„Der Teufel ist Ihr Onkel, aber nicht ich!“ schrie dieser wütend.

„Seien Sie doch nicht so unverständlich, Herr Inspektor,“ schmeichelte Emmy.

Der künftige Generalagent aber wandte dem Brautpaar erbittert den Rücken und die ungeschuldige Flasche mit dem köstlichen Labetrunk weit hinaus in die blauen Wellen des Sees schleudernd, schwur er:

„In meinem Lebtage hole ich keinen Rum mehr für Ohnmächtige!“

Der böse Herr von Goethe.

Der berühmte Schauspieler B. erzählte mit Vorliebe die folgende Anekdote. Einst kam der Künstler zu einem kurzen Gastspiel nach der trainirten Hauptstadt Laibach. B. war bereits einmal aufgetreten und beachtliche jetzt, den von der Zensur verbotenen „Faust“ zur Aufführung zu bringen.

Zu dem Zweck begab er sich zu dem Statthalter, einem bejahrten Bureaukraten. Der Empfang war freundlich genug: „I hab' Sie gestern gesehen, B. haben Sie Ihre Sache ganz brav gemacht. Was wollen Sie von mir?“

„Ich wollte Eure Erlaubnis um Erlaubnis bitten, den „Faust“ aufzuführen zu dürfen.“ — „Den „Faust“? Was ist denn das für ein Stück?“ — „Der „Faust“ von Goethe, Erlaubnis.“ — „Goethe! Goethe! Was ist das für ein Stück?“ — „Johann Wolfgang v. Goethe, der große deutsche Dichter und frühere großherzoglich weimarische Minister!“

„Ah, Minister! So, schau, schau! Na, darf denn das Stück hier gegeben werden, Herr von Sterzelhuber?“ wandte er sich an seinen Sekretär, „was ist denn das mit dem „Faust“ vom Minister von Goethe, ist denn der bei uns verboten?“ — „Zu Befehl, Erlaubnis, es ist ein gefährliches Stück!“ — „Aber, mein Herr,“ warf B. ein, der „Faust“ wird ja im Wiener Hofburgtheater von Direktor Laube schon längst anstandslos aufgeführt.“ — „Ja, wenn das Stück beweisen könnten,“ meinte der Statthalter.

„Euer Erlaubnis brauchen nur die Gnade zu haben, an den Direktor Laube telegraphiren zu lassen!“ — „Na, na, das ist ja umständlich. Was kommt denn in dem Stück vor?“ — „Der Teufel kommt darin vor, Erlaubnis,“ erklärte Herr v. Sterzelhuber.

„Der Teufel — der Teufel! Na, das wäre eine schöne Geschäft, den Teufel aufs Theater zu bringen, O je, o je! So san zwar a guter Mann, aber mit so was müssen Sie mir nit kommen! Hab'n Sie lan and'res Stück?“ Und anstatt Goethes „Faust“ mußte Hals „Der Sohn der Wildniß“ angeführt werden.

Falschaufgabe.

Sommerpartie (zu ihrer Hausfrau): „Aber liebe Frau, wie können's denn die Säu in Ihrer Wohnstube halten, was ist nicht gesund.“ Bäuerin: „Umgetret! Did und fetz werden's, daß a Freud' is!“

Der echte Bierhausmann.

Junge Frau: „Wie, in diese dumpe Kneipe sollen wir gehen, da ist ja eine entfehlige Luft!“ Gatte: „Das ist's ja eben, was diefer Kneipe solchen Reiz verleih.“

Schwere Aufgabe.

Gemeindebedienter: „Ich hab' denn Dein Vater sein Namen noch immer net unter die Lippen geschrieben?“ Hans: „Ja, da müssen's schon a bitterl warten — jezt schreibst er ihn g'rad in's Untrene.“

Der Regimentsappell.

Militärhumoresk von C. Crome-Schwinning.

Regimentsadjutant von Streithorst sah in überfester Laune in seinem Bureau. Herrgott, ist das ein miserables Leben seit dem Antritt des neuen Kommandeurs! Oberst Krimmer hatte sich in seiner Hoffnung, eine Brigade zu erhalten, getäuscht und war obendrein in dieses Nest verseht worden, um das vor zwei Jahren erst neugebildete Regiment mit der dreißigjährigen Nummer zu führen. Der Oberst war schon bei seinem alten Regiment ob seiner Strenge ein gefürchteter Herr gewesen — in sein neues Kommando hatte er zudem seinen ganzen Aergere über das Ausbleiben der Beförderung und diese fatale Verlegung mitgebracht. Die Neuglieder des Regiments, seinen neuen Kommandeur kennen zu lernen, war nach der neuesten fulminanten Rede, welche der Oberst vor dem zum Karree formirten Regiment gehalten hatte, total verfloren. Die Stabs-offiziere sahen sich sehr vielfach an, den Hauptleuten lief ein eisiger Schauer die mehr oder minder breiten Rücken herab, und nur die sorglosen jungen Leutnants grünten sich nicht sonderlich.

Aber für den armen Regimentsadjutanten war eine fürchterliche Zeit hereingebrochen. Er bekam von jedem Aergere, der sich im Obersten zusammenbraute, den ersten Aufschlag. Dazu kam, daß Oberst Krimmer seine Befehle nur in einzelnen Stichworten ertheilte und über die Fragen, welche einmal gegebene Befehle betrafen, in einen Zustand getrieben konnte, daß sogar die Regimentschreiber darüber erblühten. Wie so manche höheren Offiziere hatte auch der neue Kommandeur sich eine Lebensart angewöhnt, die auf der Barometerkala seiner Laune Sturm bedeutete. „Muff klappen!“ lautete diese Gewohnheit, seine beiden rötthraunen Schnauzbart dabei zwischen die Zähne zu klemmen, so lag in diesen halb unverständlichen Worten etwas geheimnißvoll Drohendes, das seine Wirkung nicht verfehlte.

Als der junge, lebenslustige Regimentsadjutant — hatte in diesen drei Wochen seine ganze Lebenslust verloren. Er war von dem Kommandeur in dieser Zeit soviel „angefaut“ worden, daß er bis zum Avancement zum General ausgiebig davon genug haben konnte. Die stete Furcht, einen Befehl des Obersten falsch zu verstehen, hatte ihn fast trübsinnig gemacht, und den beiden Versuchen, um Wiederholung zu bitten, hatte er keinen dritten hinausgeführt. Es lief ihm noch kalt über den Leib, wenn er an die Standreden dachte, die sie ihm eingetragen hatten.

Zur selben Zeit braute im Obersten der Aergere wieder einen ganz gehörigen Sud zusammen. Zu Hause hatte er nichts zu kommandiren, das beforgte die Frau Oberst. Und wie es überall eine ausgleichende Gerechtigkeit gibt, so auch hier. Es ist nur gut, daß die Standreden der Oberstfrauen nicht vom Regiment gehört werden, sondern daß die nur der Kommandeur allein empfängt.

Oberst Krimmer war deshalb auf die Ehe im Allgemeinen und auf die Freuden der Liebe im Besonderen schlecht zu sprechen. Und seine Natur war nicht dazu angethan, das was ihm selbst verjagt blieb, anderen freudig zu gönnen. Als er gestern durch die Straßen der kleinen Stadt geschritten, hatte der Aergere zu brauen angefangen. Das war ja eine verbeulte Jucht hier. Vor jedem Haus ein Soldat mit einem Mädchen, und in den Anlagen hatte er die Pärchen, von denen die eine Hälfte königliche Montur, die andere Rod und Schürze trug, zu Dutzenden herumlaufen sehen.

„Kreuzmüllern!“ — diese Aerefferei wollte er seinem Regiment schon austreiben! Und als er mit diesem Entschluß hinstellte und die Frau Oberstin obendrein wieder mit Schrapnell's galliger Laune geladen fand, da schrie bei ihm fast, morgen wollte er bei einem Regimentsappell den Kerl in Privatissimum über königlichen Dienst und Liebe lesen, daß ihnen die Augen übergehen sollten.

Heute Morgen nun hatte der Aergere noch eine ganz besondere Würze erhalten. Der Oberst war just darauf gekommen, wie der Pferdekurische hinter der Stallthür das Zimmermäschchen tüchtig abkaffte. — Jekntausendschadmilionen Patronenröhren, nun war's genug!

Der Regimentsadjutant erkannte mit Schreden, daß heute wieder im Obersten Kalender ein trübsiger Halbster Tag erster Ordnung war, mit Expiration, Gewittern und Niederschlägen.

„Schreiben!“ kam es aus des Obersten Munde. „Heute Nachmittag — fünf Uhr — Regimentsappell —“ und nun klemmte die Rechte die eine Hälfte des dicken Schnurrebarts zwischen die Zähne und seine Lieblingsredensart drang dumpf und unheimlich hindurch. Dann rasselte der Oberst auf die Thür zu, die hinter ihm derb in's Schloß fiel.

Der Regimentsadjutant war der Bleistift aus der Hand gefallen. „Regimentsappell —“ ja, mit was denn? Die zwischen dem eingeklemmten Bart herzugeflossenen Worte hatten wie „Fußklappen“ geklungen. Aber, um Gotteswillen — ein Regimentsappell mit Fußklappen...

„Sergeant Kröner!“ rief der Adjutant, bleich vor innerer Aufregung. „Geben Sie den Befehl des Herrn Obersten genau verstanden? Mit was soll Regimentsappell abgehalten werden?“

„Es klang wie — Fußklappen, Herr Oberleutnant!“ sagte der Sergeant.

„Das habe ich auch verstanden!“ rief der Adjutant mit fast jammerndem Tone. Jetzt stand der zweite Regimentschreiber stramm auf: „Ich habe genau zugehört, Herr Oberleutnant — ich hab' auch ganz genau Fußklappen verstanden!“

Leutnant von Streithorst überlegte. Unmöglich war bei dem neuen Kommandeur ja nichts. Er hatte sich in diesen Wochen als der schönste Bedant erwiesen. Daß er das ganze Regiment mit zwei Stiefeln antreten ließ, war schon dagewesen, und er hatte diesen müßigen, sehr oft be- und verzeihten Ausrüstungsstücken ein Znieleit geachtet, als sei die Kunst „Hans Sachs“ sein Lebenselement. Also entschied er sich, aber mit schwerem Herzen: „Nachmittags 5 Uhr auf dem Exercierplatz Appell des ganzen Regiments mit Fußklappen!“

Die zwölf Kompagniefeldwebel machten die strengsten Dienstgesichter, als der Adjutant begann: Regimentsbefehl. Heute Nachmittag fünf Uhr Appell —

„Aber bei dem Worte „Fußklappen“ stockte jeder Bleistift und auf den zwölf martialischen Gesichtern, die sich auf einen Rud emporgehoben, lag so viel Ueberrastung, daß dem Regimentsadjutanten aufs Neue heiß und kalt wurde. Aber seinen eigenen Zweifel den „Kompagnie-Müthern“ zeigten Nie und nimmermehr. Und so donnerte er denn noch einmal: „Fußklappen! Verstanden?“ gab der Ordnungszug das Schriftstück und ging ins Kasino, um in einer einfachen Gde seine sorgenden Gedanken in einer Flasche Scharzhofbeter zu ertränken.

Die Antündigung von einer Extra-Befichtigung durch den kommandirenden General hätte nicht aufregender wirken können, als die Antündigung dieses Regimentsappells mit Fußklappen. Heiliger Mars, was war vorgesehen, daß der Oberst diese peinliche Befichtigung der Leinwandstücke, welche bei der Infanterie die Stelle der Strümpfe vertreten, so plötzlich anordnete. Allen Hauptleuten war der Appetit verfloren. In der ganzen Kaserne war ein plötzliches Fußklappen-Wachen ausgebrochen und die Sonne sah mit ihren Strahlenaugen verunzert auf die endlosen Reihen von Leinwandstücken, die an schnell gezogenen Bindfäden in den offenen Fenstern aufgehängt wurden. Die drei Bataillons-Kantiniere, die neben den leiblichen Genossen auch Puzartikel, Fußklappen u. s. w. auf Lager hatten, räumten ihre Vorräthe an letzteren in nicht mehr als einer halben Stunde.

Dem latonischen Regimentsbefehl waren zurdaus nicht latonische Bataillons- und sehr dratoniische Kompagniefeldwebel gefolgt. Leutnant von Streithorst aber ließ an diesem Mittag sein Essen im Kasino im Stroh. Jeder Offizier, der seiner habhaft werden konnte, wollte von ihm den Grund dieses seltsamen Appells wissen. Er entschloß in die Stadt und ah in einem Restaurant — aber auch er hatte einen merkwürdig schlechten Appetit.

Schlag dreiviertel fünf Uhr standen die Anpagnien auf dem Exercierplatz, jeder Mann in der Rechten den reglementmächtigen Fußklappen haltend, laubere an den Füßen. Das ganze Regiment fuß aus, als sei es zu einem Riesenhauwischen kommandirt.

Finieren Angesichts kam der Oberst auf den Exercierplatz. Pflichtschuldig meldete sich am Eingange desselben der Regimentsadjutant bei ihm: „Das Regiment ist zum Appell mit Fußklappen angetreten!“

Der Oberst heftete seine Augen mit einem sonderbaren Ausdruck auf den unglücklichen Adjutanten.

„Mit — was?“

„Mit Fußklappen, Herr Oberst, wie befohlen!“

Der Adjutant erlebte unter dem Blicke des Obersten, dessen Gesicht sich rothbraun zu färben begann. Sein Schnurrebart zitterte und nur mühsam rangen sich die Worte von seinen Lippen los:

„Herr Oberleutnant von Streithorst — mit was sind die Leute zum Appell angetreten?“

„Mit — Fu — ußklap — pen!“ stöhnte der Unglückliche. Der Herr Oberst selbst haben — be — fohlen.“

Der Oberst wandte sich ab. Wie die Töne einer verstümmten Trompete kam es aus seinem Munde. Das dauerte eine Weile. Der Regimentsadjutant athmete kaum noch: Sein Kommandeur lachte — Um Gotteswillen, was in aller Welt hatte er denn verstanden?

„Melden! Reliefter Stabsoffizier soll Appell abhalten.“ Nachher Sie bei mir melden, verstanden!“

Und der Oberst ging nicht auf das Regiment zu, sondern beiseite. „Muff klappen — Fußklappen —“ trompetete er prustend vor sich hin. Mit den Lippen in der Hand kann ich doch den Kerl nicht sagen, daß sie das vermaledeite Starafahren lassen sollen!

Was der arme Regimentsadjutant nachher empfing, war keine Kopfwaschung mehr: es war schon mehr ein moralisches Hautabziehen bei lebendigem Leibe. Aber — sonderbar, von diesem seltsamen Appell an wurde es besser.

„Mit dem Alten ist jetzt ganz gut auszukommen!“ sagte der Regimentsadjutant zwei Wochen später wieder ganz lebenslustig im Kasino. „Man muß sich nur erst an ihn gewöhnen!“

„Heute weiß noch keiner, warum Regimentsappell mit Fußklappen angeheißt war. Leutnant von Streithorst hat's Niemanden verrathen.“

Medizinisches Problem.

Doktor Hill, getränkt von den königlichen Akademie der Wissenschaften in London, die ihm die Aufnahme als Mitglied versagte, rächte sich durch einen Scherz ganz neuer Art. Er adressirte an den Sekretär der Akademie, unter dem erblühten Namen eines Arztes aus der Provinz, die Erzählung einer Kur, die er kürzlich gemacht habe. „Ein Matrose,“ schrieb er, „brach ein Bein. Zufällig war ich gegenwärtig, ich flügte die Theile des zerbrochenen Beines genau zusammen und nachdem ich sie hart mit Bindfäden umwickelt hatte, bezog ich sie fleißig mit Theerwasser. In kurzer Zeit spürte der Matrose die Wirkung des Mittels und bediente sich seines Beines nach „wie vor.“ Zu derselben Zeit machte Barkeley Bischof von Eloyen, sein Buch über die werthsamkeit des Theerwassers bekannt, ein Wert, das viel Aufmerksamkeit erregte und die Aerzte entzweite. Der Bericht des Doktors wurde sehr ernsthaft in einer öffentlichen Versammlung der königlichen Akademie vorgelesen, und man stritt sich darüber mit dem größten Zuthauen auf die wunderbare Kur. Die einen sahen darin einen auffallenden Beweis der Vortrefflichkeit des Theerwassers, die anderen behaupteten, daß entweder das Bein nicht wirklich gebrochen gewesen oder die Heilung nicht so geschwind erfolgt sei. Man schrieb und druckte dafür und dagegen, als die Akademie einen zweiten Brief erhielt, der dem Sekretär schrieb: „In meinem letzten Briefe habe ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß das zerbrochene Bein des Matrosen ein hölzernes Bein war.“ Der Scherz wurde bald in ganz London bekannt und belustigte lange Zeit auf Kosten der königlichen Akademie.

In welcher Zeit eine Million Menschen von der Erde verschwindet.

Der englische Medizinalstatistiker Jarr hat berechnet, daß der letzte Mensch von einer Million Neugeborenen nach 108 Jahren von der Erde verschwindet. Das Sterben einer Million Menschen vollzieht sich auf folgende Weise: Von einer Million Kinder, welche angenommen, an ein und demselben Tage geboren werden, sterben im ersten Jahre 150,000, im nächsten Jahre 53,000, im dritten Jahre 28,000; am Ende des dritten Jahres ist also bereits fast ein Viertel der Million verschwunden. In den darauffolgenden zehn Jahren sind die Sterbefälle weniger zahlreich, und erst im 13. und 14. Lebensjahre fangen sie wieder an zu steigen; es sind das die Jahre der Entwidlung, welche unter Mädchen und Anaben zahlreiche Opfer fordern. Trozdem der Anfang und das Ende der Zwanzigerjahre auch gefährliche Jahre sind, und besonders der Uebergang in die Dreißigerjahre viele Opfer fordert, sind doch nach 45 Jahren erst ebensoviel Menschen gestorben, wie in den drei ersten Jahren, so daß immer noch über die Hälfte von der Million Menschen vorhanden ist. Am Ende des 60. Jahres sind noch 370,000 Menschen von jener Million übrig. Die nächsten 20 Jahre raffen aber diesen Bestand schnell dahin; es sind nämlich noch 80 Jahren nur noch 73,000 vorhanden. Nach 95 Jahren sind noch 233 übrig, deren Zahl von nun an rasch abnimmt, so daß nach 108 Jahren der letzte Mensch von der Million verschwunden ist.

Sein geschick.

Der Dichter Grabe bekam einst von einem Hamburger Kolporteur ein Lotterielos zugehandelt, das, wie letzterer in seinem Schreiben beauptete, „unbedingt“ mit einem Gewinn gezogen werden würde, und dann hieß es weiter: „Aus diesem Grunde senden wir Ihnen das Loos Nummer 2226 anbei und erlauben Sie, da die Ziehung binnen 14 Tagen ihren Anfang nimmt, uns umgehend den Betrag oder, im Falle Sie Ihr Glück von der Hand weisen, selbst das Loos zurückzuführen zu wollen.“ Grabe erwiderte darauf folgende: „Ihr Loos, auf welches „unbedingt“ ein sicherer Gewinn in Aussicht gestellt wird, behalte ich. Zur Ersparrung von Porto für Geldsendungen erlaube ich Sie, die Summe, die das Loos kostet, von dem „sicheren Gewinne“ abzuziehen und den Ueberfluß gefälligst auf hier anweisen zu wollen. Sollte das Loos jedoch durchfallen, so betrachten Sie den Verlust als Strafe für Ihren Aberglauben.“

Abfchied.

Kunstfreund: „Dies ist also Ihre Abschiedstour.“ Sängerin: „Ja.“ Kunstfreund: „Und Sie wollen nicht mehr öffentlich singen?“ Sängerin: „O nein, die Leute wünschen bloß eine Gelegenheit, sich von ihrem Geld zu verabschieden.“

Zwei Ideale.

„Ich fürchte,“ sagte die reiche Erbin zu dem Freier mit Rang und Titel, „daß unsere Ideale auseinandergehen.“ „Und worin?“

„Ich möchte um meiner selbst willen geliebt werden, Sie um ihrer Familie willen.“

Der erste Einkauf.

Junge Frau (auf dem Markt): „Haben Sie vielleicht Spiegelker?“